



Abend-

Zeitung.

300.

Dienstag, am 16. December 1823.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Pell.)

Dem Sänger des Diagoras.

(Abendzeitung Nr. 262. am 1. Nov. 1823.)

Wie heißt sie, die vom Heiligtume
der teutschen Kunst den Sänger scheucht?
Vor deren Hauch die frische Blume
in unserm Dichtergarten bleicht?
Sie heißt: Gleichgültigkeit — verkennend
das Schöne so vor uns erblüht,
dem einen leichten Blick kaum gönnend,
was, wie in Aetbersunken brennend,
entstammte höherem Gemüth.

So, sonder Preis wie sonder Pflege,
vom äussern Trieb schwach angepornt,
wagt fort der Sänger durch's Sebege
oft blühend, öfter noch umdornt.
Der Tag entflieht, es schwinden Meilen,
sein Lied im Windesturm verweht;
kaum hofft er, daß ihn doch zuweilen,
sein inniges Gefühl zu theilen,
ein Herz, dem seinen gleich, versteht.

Daß nicht unanerkant geblieben,
wie er verklärt sein Seberamt,
von der Begeisterung getrieben,
und doch von reiner Kunst entstammt! —
Solch Hoffen spannt für straffen Bogen
den Arm, entnervt nicht, nimmer laß. —
Nicht hat dieß Hoffen Dir getragen,
dem Windus Schwesterchor gewogen,
Dir, Sänger des Diagoras!

Es tritt im Wettkampf der Hellenen
an Deiner Hand in unsern Kreis,
der einzig von den eignen Söhnen
an Thaten übertroffene Greis.
Wir schauen von des Stadium Stufen
die Wagenlenker nah' am Ziel!
es schallt der Tritt von Rosseshufen,
und Volksgetümmel, Beifallrufen,
Es tönt uns Páons Saitenspiel.

Wie? kam dieß Kleinod unverloren
in Deinen Arm als wahlverwandt?
Ward es in Tänzen jüngerer Horen
für teutschen Sang Dir neu bespannt?
Das Lied, der Sängerbrust entstiegen
für edle That, in reinem Glanz
in Form und Wesen gleich gediecen —
nicht soll, wie Herbstlaub, es entfliegen —
es blühe Dir für spätem Kranz!

Arthur vom Nordstern.

Zur Romanze: „Diagoras,“ in Nr. 262. der Abendzeitung.

Den Sänger des Diagoras begrüße ich mit der
vollsten Ueberzeugung, daß seit langer Zeit den Lie-
derbogen, den Schiller einst in einigen seiner aus
dem Alterthum geschöpften Romanzen so siegreich
spannte, niemand mit erfreulicherem Erfolg auf's
neue zu spannen versucht hat, als er. Noch heute
bietet das klassische Alterthum eine unerschöpfliche
Fundgrube den erzählenden Dichtern und Roman-
zensängern dar, die das Erz vom tauben Gestein zu
scheiden und es recht anzuquicken verstehen. Ich
empfehle besonders eine in Plutarchs Werken be-
findliche Schrift: Weiblicher Jugendspiegel (de vir-
tutibus mulierum) benannt, zu diesem Zweck, um
so mehr, als jeder, der Lust hat, sich hier einen
Stoff zu wählen, in des gelehrten Wyttenbach's zu-
letzt noch in Oxford erschienenem Commentar alle
sonst mühsam zusammenzulesenden Fingerzeige findet.

Es versteht sich, daß, wer einen solchen mythi-
schen oder geschichtlichen Stoff dem klassischen Al-
tertum entnehmen will, als Dichter damit zu
schalten und mit schöpferischer Fantasie ergänzend
und ausmalend seiner Romanze den wahren Lebens-
Odem einzubringen wisse. Nur darf, wenn die Er-
zählung nicht fantastisch und bodenlos bloß in der
Luft hängen soll, das Uebliche in Zeit und Ort
nicht beleidigt und was Horaz dem Tragödiendich-
ter zuruft:

Folge dem fabelnden Ruf, sonst dichte dir, was
sich verträget.

(conventionia fingo), auch von dem Romanzen-
sänger gewissenhaft befolgt werde. Man muß mit
frischen Farben auf der Palette doch das alterthüm-
liche Colorit ganz zu treffen wissen. Das ist nun
aber nicht die leichteste Aufgabe. Wollte man grä-
meln und kritisieren, so würden sich sogar in Schiller's
Bürgschaft und Kranichen des Ibykus, in Goethe's
Braut von Korinth kleine Verstöße gegen die Ueb-
liche auffinden. Die wahre Feuerprobe hält in diesem
Fache vielleicht nur A. W. Schlegel's Orion nebst sechs
bis acht andern Romanzen, worunter eine von Wei-
ße ist, aus. Aber spannen wir die Forderung nicht
zu hoch. Schiller ging bei seinen Romanzen in Er-
forschung des Zeitgemäßen äußerst streng zu Werke.
Als er sie dichtete, hielt sich einer der größten Ken-
ner des Alterthums, Wilhelm von Humboldt, in
befreundeter Nähe auf. Ueberhaupt leidet die nur
von einer niedern Schmarozkerseele mißzuverstehende
Horazische Maxime!

— — willst du dir selber
Etwas gütlicher thun, dann, Trockner, geh' zum
Gesalbten.

auch hier, wo man zur rechten Stunde um Rath
fragt, ihre volle Anwendung.

Wie weit durfte nun unser mit Recht gefeier-
ter Dichter des Diagoras im Hinzudichten und Aus-
schmücken der Fabel seiner in Klang und Sang so
anmuthig sich bewegenden Erfindungsgabe freien Aus-
flug gestatten? Die beglaubteste Ueberlieferung beim
Pausanias läßt den alten Diagoras selbst seine zwei
Söhne, als Kämpfer um den Delkranz, nach Olym-
pia führen. Sie heißen Akusilaos und Damagetos.
Allein über Zahl und Namen der Söhne hatte die
griechische Fabellust (fabulositas nennt sie Plinius)
selbst schon ein Duzend verschiedene Ueberlieferun-

gen *). Hier mußte dem neuen Dichter volle Frei-
heit zustehen. Sein Páon, sein Páon sollen uns
willkommen heißen. Kein Wort über die Folgen-
reihe der hier aufgeführten Wettkämpfe. Der ge-
lehrteste Forscher in diesem Fache, Corsini, gesteht
selbst, daß wir darüber nie in's Klare kommen könn-
en **). Es ist bekannt, daß in den Säulenhallen
des großen Tempels zu Olympia (der aber nie eine
Kuppel gehabt hat, so wenig als der Hippodrom
einen Obelisk) Prachtoorlesungen und citharödische
Virtuosenkünste, besonders in spätern Zeiten, zwischen
den eigentlichen Kämpfen vor dem hinzuströmenden
Volke wirklich statt fanden. Schelten wir aber un-
sern neuen Sänger nicht darüber, daß er seinen Páon
in Olympia so singend einführt, als wären wir bei
den musikalischen Wettkämpfen zu Delphi. Als Nero
am ersten Orte seine kaiserliche Virtuosität an den
Pranger stellte, geschah es wirklich auf dem eigent-
lichen Kampfplatze. Es soll, es kann auch früher
üblich gewesen seyn. Aber Ein Punkt trifft das Ge-
wissen des Alterthümlers zu hart. Dazu darf er
nicht schweigen. In unserer Romanze singt die rei-
zende, sinnverauschende Corinna im olympischen
Wettkampf zuerst Páon's Untreue, dann der Sappho
Leiden, wird aber von Páon's Lied der Treue besiegt.
Wir begreifen, wie gewaltig dieser Contrast weiblich-
er Klage mit männlichem Hochsinn uns Modernen
anspricht, und der Dichter entzückt uns durch den
blendendsten Farbenschmelz im Ausmalen dieses dop-
pelten Thema's. Allein er durchbrach hier auch die
Schranken des Ueblichen, welche niemand ungestraft
verleht. In Olympia, wo die Frauen, selbst als
bloße Zuschauerinnen, über den Alpheus getrieben
und selbst die verkleidete Neugier mit dem Tode
bestraft wurde, konnten reiche Frauen wohl Wett-
renner in die Schranken treten lassen, aber sie selbst
durften nie, unter keiner Bedingung, in einem mu-
sikalischen oder irgend einem andern Wettkampf vor
den Augen der hier versammelten Panhellenen sich
erblicken lassen ***). Das hängt mit der ganzen

*) S. Davids zu Cicero Tuscul. I. 46. Wäch aber
sagt in seinem unvergleichlichen Commentar zu Plin-
dar T. IV. p. 166. res pervertitur a Graecis.

**) Dissert. Agonistic. p. 19. dem Corsini spricht es Va-
thelemy nach Voyage d. j. Anach. T. IV. p. 368.

***) Die Stelle des Pausanias, V. 6. 5. spricht dieß so deut-
lich aus, daß kein Zweifel dagegen aufzubringen ist.
Auch Uebrig bleibt Walkenaer zu Theokrit's Ado-
ntazusen. S. 197—99. Was der große Philolog in

Stellung der ehrsamten Frauen gegen die Männer und die bloß als Männerwerk geachteten Versammlungen und Spiele in Griechenland so genau zusammen, daß, wenn uns auch ausdrückliche Versicherungen aus dem Alterthum darüber nicht zukommen wären, wir es schon nach dem Geiste der damaligen Denk- und Handlungsweise zu behaupten Fug und Recht hätten, aber eben darum auch einer Abweichung davon keinem neuen Dichter, dessen Beruf zu dieser Art von Dichtung uns klar einleuchtet, ohne ein Warnungszeichen hingehen *) lassen können. Nur mag, zur Verhütung alles Mißverständnisses, hier nicht unbemerkt bleiben, daß es gewiß rein musikalische Wettkämpfe bei gewissen Festen des Dorischen Stammes in den Theatern, später vielleicht auch in den Odeen gegeben hat, in welchen auch Frauen in der Musenkunst, vor allen im Gesang und Saitenspiel mit den Männern in Wettstreit treten durften. Das scheint aus den vielfach beglaubigten Sagen, daß die Thebanischen Corinnen ihren Landsmann und Schüler Pindar selbst bei einem Wettgesang im Theater besiegt haben**), nach allem, was die Kritik gegen die einzelnen Umstände dieses Sieges zu erinnern gefunden hat, unbezweifelt hervorzugehen. Allein Bötien, wo es von der frühesten Zeit an auch Musen gab, ist nicht der Sitz der heiligen Spiele am Alpheus, und ein Theater ist kein Stadium mit seinen Sitzreihen.

Da ich, als Antiquar, mit den kundigsten Dichtern und Dichtergenossen den Wunsch theile, daß es Hrn. M. H. A. Schmidt weder an Zeit noch an Begeisterung fehlen möge, uns noch oft mit Romanzen, in Inhalt und Form dem Diagoras gleich, zu erfreuen; so glaubt' ich bei dem mir unbekanntem, aber recht theuer gewordenen Sängere mit meiner alterthümlichen Mückenfängerei mir keine saure Miene zu verdienen, weil ja überall redliches Studium des Alterthums sich bei ihm kund giebt, z.

usum quorundam de Batava juventute, wie er sich ausdrückt, dort niederschrieb, mag auch unsern deutschen Dichtern noch frommen.

*) Als Grillparzer's Sappho über unsere Bühne schritt, ist dieser Versloß in mehreren öffentlichen Blättern von mir streng gerügt worden. Ein Fehltriff erzeugt den andern. Warum sollte auch Corinnen nicht gestattet seyn, was Grillparzer seiner Sappho erlaubte!

**) Pausanias Aussage ist hier die zuverlässigste, IX. 22. Vergl. Schneider's Versuch über Pindar's Leben, S. 5. f.

B. in der recht glücklich gewählten Maske des Pythagoräers, in welcher der Citborode Paon auftritt. Ungern vermisten wir am Schluß das berühmte: stirb Diagoras! und den von seinen eigenen Söhnen zwischen dem Jubel von Hunderttausenden herumgetragenen und mit einem Blumenregen bedeckten Greis. Der schnelle Schluß, wie ihn der Dichter wählt, macht wohl eine epigrammatische Wirkung, wir aber können uns gerade in diesen Steigerungen am Ende einen ächt tragischen Effekt denken, und würden darum Manches von den Schilderungen der Kämpfe selbst eher missen wollen. Es gälte hier einen zweiten Wurf!

Böttiger.

Sibylle Schwarz *),

Als Friedensbotin in dem deutschen Kriege
Erschienest Du, trostbringende Sibylle;
Kein Sturm wagt sich in Deines Dörchens Stille,
Und Engelschaaren hüten Deine Wiege.

Gen Himmel schwingen sich des Geistes Flügel,
Erfreulich ist dem Kinde Gottes Wille,
Gesang entströmt der reichen Seelenfülle,
Der leichte Kampf löst sich in Glaubenssiege.

Anmuthig ist Dein kindliches Ergötzen
An froher Lämmer Tanz, und Meeresblinken,
Fretow'sche **) Fröhlichkeit Dich hoch beglückt.

Frühzeitig scheidest Du von all' den Schätzen,
Dein Fretow siehest Du in Asche sinken, —
Dem Phönix gleich, bist Du der Welt entrückt.

Dorothea.

Anekdote.

Der bekannte Hofrath Jung, Stilling war, einige Jahre nach dem Tode seiner zweiten Gattin Selma, Prorektor der Universität Marburg und besuchte einst mit einigen auswärtigen Freunden den Todtenhof, um ihnen den Grabhügel seiner theuren Gattin zu zeigen. Der alte Todtengräber bezeichnete den Hügel der längst Verstorbenen mit den Worten: „Hier ruht die selige Frau Hofrätthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung!“ (Also giebt es auch unter der Erde noch Avancements!)

— I.

*) Vergl. Franz Horn's deutsche Abendunterhaltungen Nr. V.

**) Fretow, ein Dörfchen bei Greifswald, sehr häufig von ihr besungen.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Ueber das Königl. Theater in Dresden.

Von L. Tieck.

(Fortsetzung.)

Mit Ihnen ist heut nicht auszukommen.

Dies Kapitel ist zu weitläufig, um es jetzt und so in der Kürze abzuhandeln. Doch welches Gefühl, die Menschheit in der Figur des Vaters und der Tochter, dieses Eusebius und der Tante, des jungen verliebten Becken so an den Pranger zu stellen, entkleidet von allem Menschlichen, von allen Zügen, die nur irgend noch an die Wahrheit grenzen!

Soll es denn aber gar keine Carrikaturen geben?

Warum nicht? Auch das Kleine soll seyn. Nur mit Witz, mit Geist ausgestattet, aus welchem dann wieder die Wahrheit hervorleuchtet. Welches künstlerische Auge liebt nicht einen Ostade, oder einen Teniers? Aber wenn ein Anstreicher dieselben Gegenstände jener geistreichen Künstler malen will, wenden wir uns mit Widerwillen ab. Sieht es etwas Beschlosseneres, Kleineres, aber auch Heimlicheres und Lieblicheres, als Vofens siebenzigster Geburtstag? Das Muster eines Idylls. Wenn wir nur dergleichen auf unserm Theater hätten, so wolte ich gern Handlungen, große Charaktere und Leidenschaften in den Kauf geben. Findet man auf der andern Seite ärgerere Fragen, als jene komischen Scenen in Gherardi's Theatre italien? Aber kennen Sie viele Sachen, die witziger sind, als diese? Die großartigsten Späße, von denen ein Moliere und Holberg lernen und die sie nachahmen durften.

Da bringen Sie mich auf jene italiänischen Pantomimen, Harlekin als Bettler, als Zauberer u. dgl. Sie sind im Stande und behaupten, auch diese seyen lustiger, witziger und geschmackvoller, als das heutige Stück.

Sie haben ganz meine Meinung errathen. Nur daß diese bizarren Tollheiten niemals zum Theater gehörten, vorübergehende lustige Erscheinungen waren, und mit keinem matten, nichtsagenden Dialoge, mit keiner falschen Tugend, mit keiner Gewaltthat, mit keiner Liebe, mit keinem Grabe der Mutter, keinem Beten beim Kartoffelschälens ausgestattet sind. Der Fall in das Wasser, der Brand in der Küche, die Spritzen, sind Begebenheiten, die sonst wohl dem Pierrot durch die Zauberpritsche des Harlekin zustiehn, ja er fiel wohl selbst in den Wurstkessel und kam speisend wieder heraus, oder Harlekin wurde ergriffen und in Stücke geschnitten, die dann wieder lebendig wurden; doch diese Masken und Fragen geben sich für nichts anderes, und konnten dergleichen Feuer- und Wasserabenteuer besser, als zwei junge Fräulein, ertragen. Dies Stück aber kann kaum zu dem gerechnet werden, was die Franzosen Paraden nennen.

Ich habe den Ausdruck schon neulich einmal gehört, aber ich bekenne meine Unwissenheit, ich verstehe ihn nicht und bitte um eine Erklärung.

Sie wissen, wie sich immer neben dem eigentlichen französischen Theater kleinere unter allerhand Vorwänden aufzubauen suchten, in Jahrmärkten, in den Vorstädten, bei dieser und jener Gelegenheit. Hieraus sind in unsern Tagen die Baudevilles, die Varietés und wie sie alle heißen mögen,

jene Theater auf den Boulevards entstanden. Geistreich, witzig, lustig, oft ausgelassen sind sie alle: ausgenommen jene unglücklichen Melodramen, die jetzt dort und noch mehr in Deutschland spuken, in denen statt des Witzes Empfindsamkeit, und statt einer heitern Erfindung und Intrigue Mord und Verbrechen, mit Musik und Deklamation gemischt, die Herzen erschüttern. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schlichen sich aber in den Vorstädten jene Paraden ein, kleine Stücke von niedriger Erfindung, meist anstößig, im Jargon geschrieben, in welchen ein Gilles oder Arlequin die Hauptpersonen machen. Die Literatur hat nie Notiz von ihnen genommen, sie werden nur zuweilen sprichwörtlich erwähnt, um in einem kurzen Worte das niedrigste anzudeuten. Im Jahr 1756 wurden drei Bände gedruckt. Sehen Sie nur die Titel: La chaste Isabelle, le doigt mouillé, Isabelle grosse par Vertu, so können Sie schon den Inhalt ungefähr errathen. Le muet, aveugle, sourd et manchot schlage ich gerade auf; eins, was fast am wenigsten anstößig, aber vielleicht auch minder witzig, als die andern ist. Wie in alten Possenspielen bei Ayrer, oder jenen in Deutschland vor 150 Jahren gedruckten Comödien und Tragödien der Engländer, schickt der Herr seinen einfältigen Diener mit einer Summe Geldes aus. Ein Schelm macht sich an ihn und bittet um Barmherzigkeit, weil er stumm sey. Stumm? fragt Gilles. Ja, erwiedert jener; bei einer wunderbaren Veranlassung habe er sich die Zunge abgebissen, ein Doktor habe ihn aber so kurirt, daß er nach drei Monaten wieder würde reden können, die müssen wohl gerade um seyn, weil es scheint, er spreche jetzt. Dann bittet er um Almosen, weil er auch blind sey, er kann aber das größere Geldstück von der kleinern Münze unterscheiden, nachdem er vorher eine nicht erbauliche Geschichte seines Blindwerdens vorgetragen hat. Taub ist er dann auch, und kann es nur hören, wenn man ihn Schelm und Spitzbube nennt. Zum Ueberflus ist er auch ein Krämpel, eine Kugel hat ihm den Arm weggenommen, ohne den Ärmel zu zerreißen, ungefähr, wie der Blitz den Degen schmelzen und doch die Scheide unverletzt lassen kann. Indem Gilles dies untersuchen will, untersucht der Schelm jenes Tasche, wird aber vom Einfältigen ertappt. Ha ha! ruft er, was habe ich da gefunden? — Was? — Eine Hand! — Den Arm auch daran? — Allerdings! — Ha, wie vielen Dank, theurer Freund, bin ich euch schuldig! das ist die Hand und der Arm, der mir so lange verloren gegangen. Gilles ruft Diebe! Diebe! Doch der Dieb, ohne die Fassung zu verlieren, beweist dem Dummen, er sey der Räuber und könne nicht leugnen, denn er habe schon bekannt, seine vermißte Hand habe sich in seiner Tasche gefunden, der Arm sey daran, er habe ihn also beides entwendet; darum habe er so lange nicht arbeiten können, er fodere Schadenersatz, und wenn er seinem General den Fall erzähle, so würde Gilles ohne Zweifel gehangen, denn noch mehreren andern Soldaten seyen Arme und Beine verloren gegangen. Gilles kauft sich in der Angst mit dem Gelde seines Herrn los.

Freilich nichts Besondere, mein Freund, aber mir deucht doch, komischer, wie irgend etwas in dem besprochenen Stück. — Wie waren Sie denn mit den Schauspielern zufrieden?

(Die Fortsetzung folgt.)